

# BLICK IN DIE GESCHICHTE

Karlsruher stadthistorische Beiträge Nr. 113 · 16. Dezember 2016

Bertolt Brecht und Karlsruhe?

## Großmutter's Ausflug zum Pferderennen nach K. von Jan Knopf

Meine Geschichte beginnt Anfang der 1970er-Jahre, als ich meine Dissertation über die Kalendergeschichten von Johann Peter Hebel und Bertolt Brecht in Göttingen schrieb, nicht ahnend, dass ich bald darauf an der Universität Karlsruhe arbeiten sollte, die damals noch stolz das „TH“, als die älteste deutsche Technische Hochschule, im Titel trug. Brecht schrieb 1939 im schwedischen Exil die Erzählung „Die unwürdige Greisin“, die der französische Germanist Robert Minder in einem berühmt gewordenen Aufsatz als die „wiedergefundene Großmutter“ des Autors würdigte. Tatsächlich spielt die Erzählung „in einem badischen Städtchen“, und der Ehemann der alten Frau besitzt „eine kleine Lithographenanstalt“. Unschwer waren Brechts Großvater Stephan Berthold Brecht (1839–1910) und seine Frau Karoline Brecht, geb. Wurzler (1839–1919) zu erkennen, die in Achern eine Druckerei betrieben. Das Haus am Markt ist bis heute erhalten, trägt auch eine Tafel, die an den Dichter erinnert. Ansonsten jedoch konnte sich der Ort mit dem Autor nicht weiter anfreunden.

Die nächste Station meiner Geschichte bildet die Pressekonferenz zur „Großen kommentierten Berliner und Frankfurter Ausgabe“ der Werke Brechts in 30 Bänden in Berlin, damals noch in der „Hauptstadt der DDR“, jetzt Berlin-Mitte. Das war im Jahr 1985. Das Projekt, das vorgestellt wurde, galt angesichts der deutschen Teilung, angesichts des in Ost und West – und nicht nur in Deutschland – umstrittenen „kommunistischen Dichters“

als „kulturpolitische Sensation“. Zwei Verlage – Suhrkamp Frankfurt a. M. und Aufbau Berlin/Ost – und zwei Herausgeber-Gremien in Berlin/Ost sowie in Tübingen/Karlsruhe arbeiteten zusammen, sozusagen über die Mauer hinweg, um erstmals eine zuverlässige Ausgabe des deutsch-deutschen Dichters vorzulegen. Es war wie eine vorweggenommene Wiedervereinigung Deutschlands auf dem Gebiet der Literatur, und dann noch mit diesem Autor.

Es gab weltweit Berichte über das „Jahrhundertereignis“, unter anderem in der Wochenzeitung, DIE ZEIT, und da konnte sich der Berichterstatter nicht damit anfreunden, dass Karlsruhe irgendetwas mit dem Projekt zu tun haben könnte, und versetzte mich kurzerhand nach Mannheim. Das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen. Ich durchforstete nochmals Brechts Werk, um eine Legitimation für meinen Standort zu finden, und fand ihn auch, in eben dieser Geschichte von der Greisin, die nach dem Tod ihres Mannes aus der Rolle der Hausfrau, Mutter, Großmutter ausbricht und die zwei Jahre, die ihr noch bleiben, ihr eigenes Leben beginnt. Sie hält sich nicht mehr an die überkommenen Regeln, nämlich die Großmutter fürs Grobe im Dienst nun der eigenen Kinder zu spielen, und alle finden das skandalös und die alte Dame als „unwürdig“. Sie geht ins Kino, was damals noch anrüchig war; sie freundet sich mit einer jungen Frau an, die keinen guten Ruf hat; sie trinkt Rotwein bei einem Sozialdemokraten, was damals noch als Umgang mit staatsgefährdenden Kreisen galt; sie macht Ausflüge in einer Bregg, einer vierspännigen Kutsche, die sich nur Großbürger leisteten; und – der Höhepunkt – sie fährt mit der Eisenbahn „nach K., einer größeren Stadt, etwa zwei Eisenbahnstunden entfernt“.

Ich schrieb also dem zuständigen Redakteur der ZEIT, Rolf Michaelis, dass Karlsruhe in Brechts Gesamtwerk immerhin ein einziges Mal vorkomme und ich so legitimiert sei, in Karlsruhe an ihm zu arbeiten. Michaelis rückte dies als Glosse unter der Überschrift „Brecht und die Großstadt Karlsruhe“ in die nächste Ausgabe ein, und gab so der Hoffnung Ausdruck, dass sich Karlsruhe mit Brecht doch noch anfreunden könnte.

Die dritte Station markiert, dass Hansgeorg Schmidt-Bergmann, der Leiter der Literarischen Gesellschaft, die Notwendigkeit sah, nach etwa zweihundert Jahren wieder eine Gesamtausgabe Johann Peter Hebels zu verlegen. Weltweit ist zwar eine unübersehbare Menge von Einzelausgaben seiner Werke verbreitet, eine zuverlässige Edition seines Gesamtwerks liegt jedoch nicht vor. Also erteilte mich der zweite Autor meines Göttinger Ausgangspunkts, und dies wieder mit einer Werkausgabe, deren Notwendigkeit ich sofort einsah, weil Karlsruhe auch mit diesem Dichter seine Schwierigkeiten hat und der Weltautor, den seine Heimat nicht angemessen würdigt, seine Bedeutung wieder erhalten soll.

Hebel gilt immer noch als Heimatdichter in einem Lebensraum, in dem man sich wohl und sicher fühlt, wie es die jüngste Werbung für die „Heimat als Verbraucherschlager“ für die „Heimattage 2017“ formuliert. Hebels heutiger Le-



1910 – 1998

Foto: Stadtarchiv

## Elizabeth Marum-Lunau

Die Ehrenmedaille der Stadt Karlsruhe erhielt Elizabeth Marum-Lunau 1990 für ihr Engagement um die Versöhnung der Juden mit den Deutschen. Mit ihrer Erinnerungsarbeit, die dem Wirken ihres Vaters galt, ermöglichte sie Zeichen gegen das Vergessen: Das Ehrengrab auf dem Hauptfriedhof, die Stele im ehemaligen KZ Kislau und die Benennung des Ludwig-Marum-Gymnasiums Pfinztal.

Die Tochter Ludwig Marums, des Rechtsanwalts und SPD-Politikers, und seiner Frau Johanna, wurde am 10. September 1910 in Karlsruhe geboren. Die Eltern hatten die jüdischen Gemeinde verlassen und sich den Freireligiösen angeschlossen. Im Haus verkehrten Persönlichkeiten aus Kultur und Politik. Früh erlebte sie die Schrecken des Krieges bei der Bombardierung eines Zirkuszeltens 1916 nahe der elterlichen Wohnung. In der Schule fiel sie, dem Vorbild des Vaters folgend, durch Gerechtigkeitsgefühl und Courage auf.

Folgerichtig studierte sie Jura in Heidelberg, München und Berlin. Kurz nach der Machtübernahme der Nazis konnte sie am 6. März 1933 in Berlin noch das erste Staatsexamen ablegen. Das Referendariat wurde ihr wegen ihrer jüdischen Wurzeln verwehrt. Als am 10. März 1933 ihr Vater in „Schutzhaft“ genommen wurde, waren ihre Zukunftspläne zerstört. Bis zu seiner Ermordung im März 1934 in Kislau kämpfte sie um seine Freilassung und organisierte das Leben der Familie. Im Sommer 1934 ging sie für eine Ausbildung zur Masseurin zurück nach Berlin. Daneben schmuggelte sie für den Widerstand illegale Flugblätter. Im Sommer 1936 folgte sie der Familie in das Exil in Paris, wo sie 1937 ihren nichtjüdischen Studienkollegen und NS-Gegner Heinz Lunau heiratete. Mit Kriegsbeginn 1939 begann eine schwere Zeit mit kurzfristiger Internierung im Lager Gurs und dem zähen Ringen um die Einreisegenehmigung in die USA. Dank Bürgschaften von Freunden in New York wurde diese 1941 erteilt. Der Aufbau einer neuen Existenz nach der Ankunft in New York am 21. September 1941 war mühsam. 1944 wurde ihre Tochter geboren und zwei Jahre später trennte sie sich von ihrem Mann. Erst 1950 begann ihre erfolgreiche Karriere als Hotelmanagerin.

1975 begann sie die Familiengeschichte zu erforschen. Dazu kam sie ab 1979 jährlich nach Karlsruhe, immer zur selben Zeit und wohnte stets im selben Hotel in der Bismarckstraße. Ihre Archivrecherchen, tatkräftig unterstützt durch einen Freundeskreis um Stadtrat Frithjof Kessel, führten zur Publikation der Briefe ihres Vaters aus dem KZ Kislau und des Briefwechsels der Familie im Exil 1939–1942. Bei der Namensgebung des Ludwig-Marum-Gymnasiums 1985 sagte sie: „Das war ja der Sinn der Arbeit, jüngste Geschichte lebendig zu machen“. Am 5. Juni 1998 starb Elizabeth Marum-Lunau in Manhattan, die Urne wurde im Ehrengrab ihres Vaters beigesetzt. Christa Koch

**Karlsruher Herbstrennen**  
Sonntag 21. Sept. 2 Uhr nachm. Rennwiese bei Kl. Rüppurr  
**Hürden, Flach-Trabrennen**  
Platzmusik · Öffentlicher Totalisator · Restauration  
1. Platz mit Tribüne 5 M. 2. Platz 2 M. Abgesperrte Wege 50 Pf.  
Vorverkauf Lederwarenspezialhaus E. Mozer, Kaiserstr. 140. ☐  
● Haltestelle der Albtalbahn ●

**Marellis**  
Zigaretten  
enttäuschen nie!

Werbung für die Pferderennen in Klein-Rüppurr 1913. Foto: Stadtarchiv

Fortsetzung Seite 2

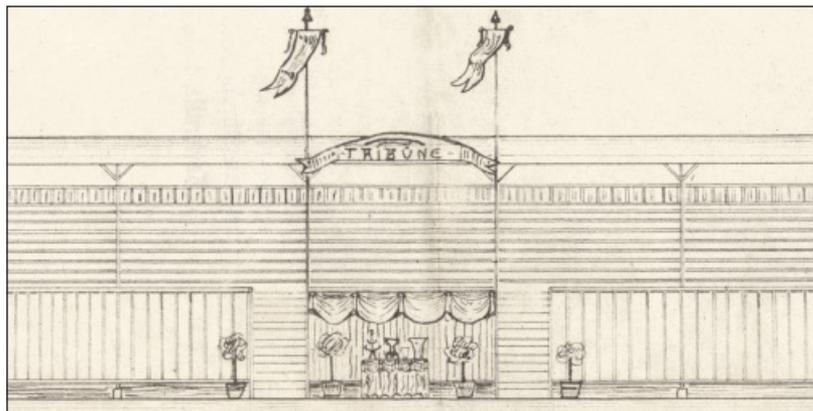
bensraum, übrigens ein Begriff der Nazis für ihre Eroberungsgebiete, das heißt, der Lebensraum seines Karlsruher Denkmals im Schlosspark war 2015, zum 300-jährigen Jubiläum der Stadt, sinnigerweise mit einem geschlossenen Kreis von stinkenden TOI-TOI-Buden, auch genannt: DIXI-Klos, umstellt.

Die erneute Lektüre Hebels führte, wie sollte es anders sein, auch wieder hinein in die Wirkung, die sein Werk nachhaltig erzielte: bei Goethe, Kafka, bei Ernst Bloch, bei Walter Benjamin und, unter vielen anderen, bei Brecht. Nachdem ich jetzt ein wenig genauer vertraut war mit den Gefilden, die als Hebels Heimat gelten und an denen Brecht mit den Großeltern in Achern irgendwie Anteil haben musste, stutzte ich über den Grund, den die Großmutter hatte, ausgerechnet nach K. zu fahren. Im Text heißt es: „Dort war ein Pferderennen, und zu dem Pferderennen fuhr meine Großmutter“.

Ich fand, Karlsruhe und Pferderennen sind nicht gerade typisch füreinander. Die Rennbahn in Knielingen gab es meines Wissens noch nicht, wäre aber auch nicht infrage gekommen. Die Frau fuhr mit der Eisenbahn, und die Verbindung führte von Achern nach Ettlingen-West und dann, womöglich mit Umsteigen, über die neue Trasse der später sogenannten Albtalbahn nach Karlsruhe über Rüppurr, das „Dorf mit Großstadt“, wie es sich heute nennt, in die „größere Stadt K.“.

Von Brecht, Jahrgang 1898, ist bekannt, dass er als Schüler in den Sommerferien in Achern bei den Großeltern einquartiert wurde. Viel mehr wissen wir nicht. Immerhin führten die Aufenthalte dazu, dass sich der junge Brecht als einen Schwarzwälder outete: „Ich, Bertolt Brecht, bin aus den schwarzen Wäldern“, sich folglich irgendwie mit der „Heimat“ seiner Großeltern identifizierte, wenn auch Achern nur bedingt dem Schwarzwald zuzuordnen ist und auch die schwarzen Wälder nicht unbedingt den Schwarzwald meinen müssen. Davon mal abgesehen, dürfte aber das Kind einiges aus der Umgebung mitbekommen haben. Dass Brecht aus der Erinnerung die alte Dame ausgerechnet zum Pferderennen aufbrechen lässt, liegt ganz in diesem Erfahrungsbereich. Als immerhin gut situiertes Bürger der Stadt Achern mit einem stattlichen Haus am Markt dürfte für Großvater Brecht ein sonntäglicher Ausflug zum Pferderennen als willkommene Abwechslung nahegelegen haben. Ob nun die Großeltern oder nur der Vater wirklich dahin fuhren oder der Knabe nur davon hörte, K. verband sich für ihn ganz offenbar mit Pferderennen. Bloß, wo fand das statt?

Die vierte Station regierte wieder ein Zufall, besser: regierten Zufälle. Ich stieß beim Recherchieren auf einen Grillplatz, der sich noch heute nach einer »Rennwiese« nennt, und, schaut man auf dem Plan nach, tatsächlich an einer Gemarkung liegt, die als „Rennwiese“ ausgezeichnet ist. Sie liegt heute östlich der Areale vom Postsportverein und des FC Südsterne. Der Mittelbruchgraben geht mitten hindurch. Weiter ging's mit einer Antiquariatsanzeige eines „Taschenbuchs der gesammten (!) Pferdekunde“ von 1878 (4. Aufla-



Plan für den Bau einer Tribüne auf den Rüppurrer Rennwiesen aus dem Jahr 1909. Foto: Stadtarchiv

ge), in das der ehemalige Besitzer das Programm eines Renntags einlegte: „Propositionen für die auf dem Rennplatz bei Klein-Rüppurr am Sonntag, den 25. Juli 1909 nachmittag 3 Uhr stattfindenden Rennen“, das heißt, es gab zumindest einen Totalisator für die Wetten. Die Rennbahn für das Karlsruher Pferderennen war gefunden. Die Zeit stimmt; Brecht war zu dieser Zeit elf Jahre alt und verbrachte seine Ferien in Achern. Die Möglichkeit, dass er davon hörte oder die Großeltern gar nach K. zum Rennen fuhren, ist nicht mehr ausgeschlossen, gewinnt sogar eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Denn in diesen Zeiten waren solche Renntage noch Großereignisse, die auch in Achern wahrgenommen wurden.

Meine weiteren Recherchen in den Karlsruher Chroniken, in den diversen Publikationen der Rüppurrer Bürgergemeinschaft, in einschlägigen Vereinsgeschichten schlugen fehl, auch wenn ich jetzt endlich wusste, dass es neben Rüppurr ein Klein-Rüppurr gab und dieses den wenig besiedelten Teil um das ehemalige Schloss Rüppurr sowie die noch heute erhaltene Mühle als eigene Ortschaft oder Gemarkung bezeichnete. Nach einer alten Ansicht von 1580, noch mit Schloss, lag Klein-Rüppurr nicht nur an der Alb, sondern auch an einem See in westlicher Richtung, dem heutigen Gebiet der Gärtnerei, der anschließenden Felder und des Freibads.

Damit aber nicht genug. In Band 28 der Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, der dem Sport gewidmet ist, weist Anke Mührenbergs Beitrag über den Reitsport nach, dass auch 1910 und 1913 zweimal jährlich Renntage stattfanden, sodass – mit dem Fund des Programmzettels von 1909 – davon ausgegangen werden kann, dass sie alljährlich bis zum Beginn des Kriegs 1914 veranstaltet wurden. Im Band findet sich zudem die Ansicht einer Tribüne, die der militärische Reiterverein Karlsruhe, der als Verantwortlicher zeichnete, 1909 in Auftrag gegeben haben soll.

Es kommt noch dicker. Aus einem Bericht der „Badischen Presse“ vom 4. Juli 1914 geht hervor, dass „auf den Wiesen östlich der Ettlinger Straße“,

dem ehemaligen Klein-Rüppurr, ein „Fest- und Spielplatz“ errichtet werden und nicht weniger als 37 500 Quadratmeter umfassen sollte. Weil der Mittelbruchgraben störte, war seine Verlegung vorgesehen. Nach dem Bericht waren bereits mindestens eine Tribüne, ein Sattelplatz sowie ein Totalisator neben der eigentlichen Rennbahn im Sommer 1914 ebenda vorhanden. Geplant waren eine weitere Tribüne, großzügige Umkleideräume, Toilettenanlagen, Garten-Wirtschaften und Spielplätze für die Kinder. Ich breche hier ab, verweise nur noch darauf, dass der Rennplatz an der Rennwiese nach dem Ersten Weltkrieg reaktiviert wurde und da noch mit Tribüne, Sattelplatz, Wirtschaft ausgestattet war. Nach dem Bericht der „Karlsruher Wochenschau“, die mir Ernst Otto Bräunche aus dem Stadtarchiv auf meine Anfrage zur Verfügung stellte, leitete der Karlsruher Rennverein am 30. Juni 1929 eine Renaissance des Karlsruher Rennsports ebenda ein. Der Verein, so heißt es da, baue „das wieder auf, was die Kriegsjahre zerstörten, und bald wird der alte Ruhm des Karlsruher Rennplatzes wieder im alten Glanz erstrahlen“. Merkwürdig, dass dieser Glanz so gar keinen Abglanz in der Geschichte von K. hinterließ. Brauchte es dazu erst die unwürdige Greisin Brechts?

#### Nachbemerkung

Für mich als Hebel- und Brecht-Herausgeber belegen die hier mitgeteilten, freilich nur zufälligen Neuigkeiten, dass die Verbindung des jüngeren zum älteren Dichter doch enger sein dürften, als es die beiden direkten Belege bei Brecht – immerhin das Doppelte gegenüber dem einen für BB und K. – nahelegen. In einem Aufsatz über den „Materialwert“ der Klassiker für die modernen Dichter machte sich Brecht unter anderem über Friedrich Hebbels „Herodes und Mariamne“ lustig und versah den Autor mit den Vornamen Hebels. Und 1921 plante der junge Brecht einen Gedichtband mit dem Titel „Schmatzkästlein des schweinishen Hausfreundes“. Nach dem Zweiten Weltkrieg brachte Brecht als erstes gedrucktes Buch seine „Kalendergeschichten“ heraus, um seinen Landsleuten nach den Blut- und Bodenzeiten den Spiegel mit Johann Peter Hebel vorzuhalten: Heimat lässt sich nur über die heimische Verfremdung erfahren, und dazu muss man sich, wie Hebel seine geeigneten Leser aufforderte, auf Weltreise begeben. Mit etwas Glück kommt man am Ausgangspunkt wieder an, „und hat das Ende der Welt nicht gesehen“.

## „Mehr sein als scheinen ...“

# Reste von Handschriften als Einbände von Amtsbüchern von Gregor Patt

Jeder, der sich schon einmal mit der Kunstgeschichte des Mittelalters beschäftigt hat, kennt sie: Die prachtvollen, aufwendig illustrierten Handschriften, die einen Eindruck von einem in vielem überaus ungewohnten, dem Menschen des 21. Jahrhunderts kaum mehr verständlichen Umgang mit Büchern vermitteln. Solche unter großer Mühe mit der Hand abgeschriebene Bücher wurden anders benutzt, als es dem Käufer eines Fischer-Taschenbuchs oder gar der kindle-Version des letzten Dan Brown-Krimis auch nur im entferntesten bewusst ist. Am ehesten ist wohl noch an die ledergebundenen Fassungen des Brockhaus zu denken, die scheinbar unverwundlich nach wie vor die Wohnzimmerregale schmücken: Das Buch kann und darf nicht auf seinen Inhalt reduziert werden; es hatte und hat oft auch eine repräsentative Funktion.

### „Recycling“ veralteter Handschriften

Es vermag kaum zu überraschen, dass diese Funktion im Mittelalter vor allem bei Büchern von herausragender Bedeutung war, die bei der Feier des Gottesdienstes Verwendung fanden. Im Rahmen der Messe und des Stundengebets ging es nicht nur darum, dass der (Vor-)Betende die Texte inhaltlich korrekt vortrug; mindestens ebenso wichtig war, dass das Schriftstück – wie auch der Kirchenbau, die Kleidung der Beteiligten und die liturgischen Geräte – der „Ehre des Höchsten“ angemessen gestaltet war.

Leuchtet es somit ein, dass die liturgischen Bücher von anderer Qualität als gewöhnliche Schriftstücke waren, so gilt Gleiches auch für ihre Zahl: Bücher, die für den Gebrauch im Gottesdienst vorgesehen waren, machten insgesamt einen hohen

Anteil dessen aus, was überhaupt produziert wurde. Ein Blick auf die liturgischen Bücher zeigt zugleich, dass die mittelalterliche Gesellschaft alles andere als statisch war. Die liturgischen Werke waren sowohl inhaltlich, als auch in Hinblick auf ihr Layout und ihre Gestaltung Moden unterworfen. Ein Buch, das um 1400 noch geeignet erschien, um eine Messe zu singen, konnte um 1500 bereits veraltet sein. Nichts lag daher näher, als liturgische Bücher von Zeit zu Zeit auszutauschen und durch neue zu ersetzen. Auf diese Art und Weise ging ein Großteil der Bücher verloren, die im Mittelalter tatsächlich täglich konsultiert wurden. Für Archivare, Bibliothekare und Historiker erweist es sich vor diesem Hintergrund als Glücksfall, dass der Stoff, aus dem ein Großteil der mittelalterlichen Bücher gefertigt war – das aus Tierhaut hergestellte Pergament –, so teuer und wertvoll

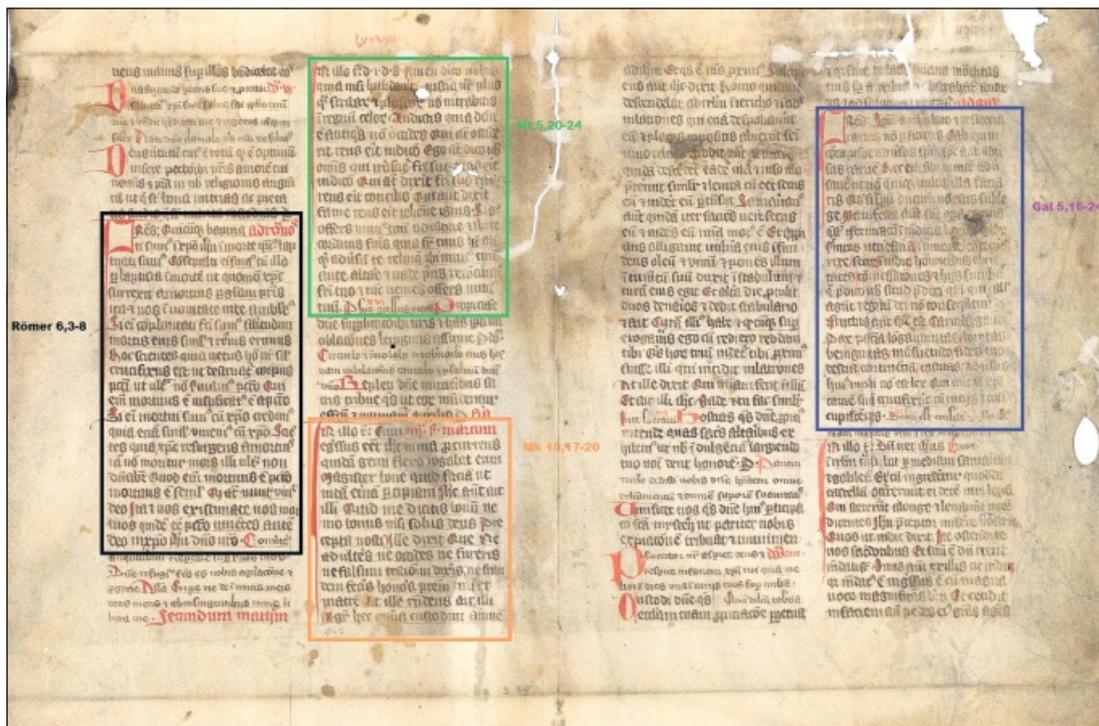
war, dass Buchbinder sich bemühten, Abfälle zu „recyclen“. Wenn es darum ging, ein neues Buch einzuschlagen, bediente man sich oft der Überreste eines ausrangierten liturgischen Werks.

### Die Einbände von drei Durlacher Pfundbüchern

Ebendies geschah Mitte des 16. Jahrhunderts auch in Durlach. Der Magistrat der Stadt bemühte sich, Steuerlast und Vermögensverhältnisse ihrer Bürger zu erfassen und legte zu diesem Zweck für jedes Jahr ein sogenanntes „Pfundbuch“ an. Beim Versuch die Ausgaben für die Jahre 1533, 1539 und 1562 zu binden, griff der Buchbinder auf die Überreste von zwei liturgischen Büchern zurück. Zum einen handelt es sich um ein sogenanntes Antiphonar. In einem solchen Buch finden sich die Gesänge, Texte und Gebete, die Mönche und andere Geistliche fünf bis siebenmal pro Tag während des Stundengebets beteten. Bei der Bearbeitung des Pfundbuchs zu 1562 griff der Buchbinder dabei ganz offensichtlich auf zwei mehr oder weniger nebeneinander befindliche Blätter zurück, die es uns ermöglichen, nachzuvollziehen, welche Gebete und Gesänge in der Woche nach Pfingsten „an der Reihe waren“. So sang man zum Beispiel zum Nachtgebet den Gesang „Plötzlich kam ein Geräusch vom Himmel“ (Factus est repente). Vergleicht man die Noten, mit der „aktuellen“ Fassung, die man ohne weiteres auf Youtube anhören kann, so bedarf es keiner vertieften musikwissenschaftlichen Kenntnisse, um nachvollziehen zu können, dass die Durlacher Fassung deutlich von der heute gesungenen Version abwich. Die Reste eines Bucheinbands aus dem Stadtarchiv erlauben somit Einblicke in das „musikalische“ Leben vor über 600 Jahren!

Beim Einbinden der beiden Pfundbücher aus den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts wurden Reste eines sogenannten Missale (Messbuch) wiederverwendet. Im Messbuch finden sich alle Texte, die der Priester während der Messe vorlesen muss. Im vorliegenden Fall lassen die enthaltenen Texte und Bibelstellen darauf schließen, dass es sich größtenteils um Texte handelt, die vier bis sechs Wochen nach Pfingsten zu beten waren. Anhand der Schrift erkennt der Archivar, dass das Missale vermutlich einige Jahrzehnte früher als das Antiphonar gefertigt worden ist. Eine exakte Datierung bereitet jedoch Schwierigkeiten. Wahrscheinlich haben wir Werke aus dem 15. Jahrhundert vor uns.

Ebenso ungewiss bleibt, ob alle drei Pfundbücher gleichzeitig – das heißt nach 1562 – gebunden wurden. Gewiss ist lediglich, dass man die beieinanderliegenden Blätter aus dem Antiphonar



Restaurierte Seite eines Messbuchs mit Bibelstellen, die der Priester während der Messe vorzulesen hatte. Sie stammt vermutlich aus dem 15. Jahrhundert. Foto: Stadtarchiv

nale ungefähr zeitgleich verarbeitete. Folglich ist davon auszugehen, dass das Buch zu 1533 mindestens sechs Jahre ruhte, bevor es gemeinsam mit dem Werk zu 1539 gebunden wurde.

### Mögliche Herkunft der Buchfragmente

Muss die Verwertung der Buchreste somit zwischen 1539 und 1563 erfolgt sein, so drängt sich die Frage nach einem etwaigen Zusammenhang mit dem just in diesen Jahren vollzogenen Übergang der Markgrafschaft zum protestantischen Glauben an. Selbstverständlich wurden besonders viele liturgische Bücher für den römisch-katholischen Gottesdienst in lateinischer Sprache weggeworfen, als man mit der Einführung der Reformation zu Feiern in deutscher Sprache überging. Es ist daher durchaus möglich, dass wir in den Einbandfragmenten Reste der Bücher vor uns haben, die bei der Auflösung des Klosters Gottesau 1556 konfisziert wurden. Ebenso gut denkbar ist aber auch, dass es sich um Stücke handelt, die einer der neun Priester, die um 1539 an der Durla-

cher Pfarrkirche ihren Dienst versahen, entsorgte, als er sich aus freien Stücken dem „neuen Glauben“ zuwandte. Spekulationen und weiteren Forschungen sind keine Grenzen gesetzt! Obwohl es unbefriedigend sein mag, muss man in diesem Zusammenhang auch in Rechnung stellen, dass die Fragmente vielleicht gar nicht aus Durlacher Kirchen stammen: Papier und Pergament waren bis weit ins 19. Jahrhundert hinein wertvolle Rohstoffe, die nicht selten über große Distanzen hinweg gehandelt wurden. Aber selbst wenn die Stücke aus Klöstern in Norddeutschland stammen sollten, bleibt es dabei: Mit den Einbandfragmenten haben wir Quellen vor uns, die unmittelbare Einblicke in Lebensbereiche gewähren, die ansonsten unwiederbringlich verloren wären. Über die Musik, die die Menschen hörten und sangen, die Religion, die ihren Lebensalltag prägte, aber auch die „Atmosphäre“ in einer mittelalterlichen Kirche sagen die Fragmente mehr aus, als es das Verwaltungsschriftgut, dessen „Überleben“ sie als Einband sichern sollten, jemals könnte.

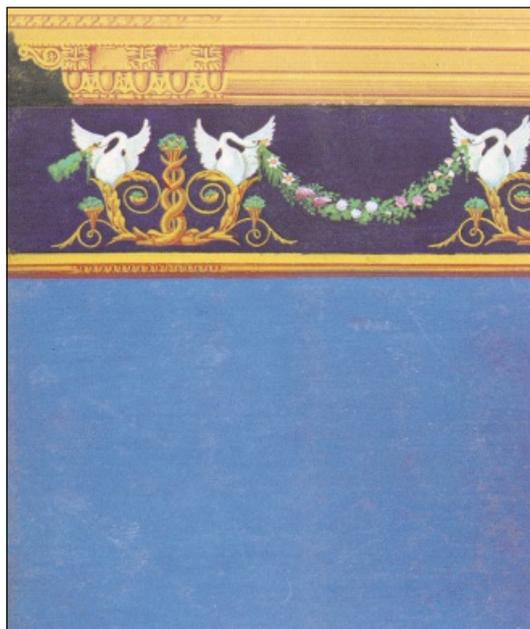
## „Den Reiz des Schönen erheben“

# Friedrich Weinbrenner und die Farben von Gottfried Leiber

Die Frage, welchen Farbton die klassizistischen Bauten Weinbrenners in Karlsruhe in ihrem Originalzustand hatten, ist nicht neu. Bereits im vorigen Jahrhundert waren Architekten damit beschäftigt, herauszufinden, wie man die Farbwahl richtig treffen könne, dass sie den Vorstellungen Weinbrenners entspräche oder doch wenigstens vertretbar nahe käme. Im Ergebnis zeigten sich recht unterschiedliche Auffassungen, die zuweilen gar in heftigen Streit ausarteten.

Was wurde seinerzeit von den Architekten vorgebracht? Fritz Hirsch beharrte auf einem lichten Grauton und bezog sich dabei auf eine Anordnung des Großherzogs von 1814, den Anstrich des neuen Kanzleigebäudes am Schlossplatz als Muster für alle übrigen Häuser am Platz zu sehen. Die Fassade des besagten Neubaus war in gelblicher Wasserfarbe, die Architekturteile – Wände, Gurte und Attika – waren mit Ölfarbe gesandelt gestrichen. Daraus schloss Hirsch, die Steinfarbe könne nur rot oder grau gewesen sein. Die besagte Fassade sei nämlich zweifarbig, grau und rot, grau und gelb oder dunkelgrau und hellgrau bemalt gewesen.

Arthur Valdenaire schrieb, die Bauten Weinbrenners in der Karl-Friedrich-Straße seien „ursprünglich mit einem hellen, warmen Graugelb, später graphitgrau“ gestrichen gewesen, und Arnold Tschira schließlich sprach von „gleichmäßig



Entwurf Weinbrenners für den Schmuck eines Zimmers mit einer Schwanenbordüre im Lusthaus der Markgräfin Christiane Louise. Foto: GLA

licht ockerfarbigen Fassaden, von einem lichten Sandsteinton“.

### Farbgebung laut schriftlichen Quellen

Indessen erscheint es ratsam, die Quelle zu befragen. Wir finden sie in Weinbrenners Architektonischem Lehrbuch, im III. Teil, 5. Heft, aus dem Jahr 1819. Zu nennen ist da zunächst seine grundlegende Auffassung, Farben trügen nichts Wesentliches zur Schönheit bei, „denn die Schönheit einer Sache besteht nur in ihrer Form“. Gleichwohl räumt Weinbrenner ein, Farben seien grundsätzlich geeignet „den Reiz des Schönen zu erheben“. Sie könnten allerdings auch für unangenehme Empfindungen beim Betrachter verantwortlich sein, sollten keinesfalls „in der Betrachtung der Schönheit stören“.

An einer einzigen Stelle geht Weinbrenner jedoch in seinem Lehrbuch näher auf die Art der Farbtöne beim Fassadenanstrich ein: „Außen sollten Häuser nie weiß angestrichen werden, weil die nachbarlichen Gebäude durch das Blendende dieser Farbe sehr verästigt werden. Gebrochene Farben, als grau, graurot, graugelb etc. sind deshalb zuträglicher“. Zum Vergleich: In der Zeit Karl Friedrich Schinkels war in Berlin der weiße Anstrich von Häusern wegen „Augenschädigung durch Blendung“ sogar gesundheitspolizeilich

verboten und unter Strafe gestellt. Auch Schinkel bevorzugte im Übrigen nachweislich zur Dämpfung der Farbintensität die Beimischung von Grau. Aus dem zitierten Leitsatz Weinbrenners jedenfalls können wir schließen, dass Grau der Grundton für die zulässigen Mischfarben sein sollte.

Weinbrenner dachte sich eine opulente Farbskala. Die Farben und ihr Mischverhältnis können wir anhand von erhaltenen zeitgenössischen Rechnungen über die Beschaffung von Baumaterialien nachvollziehen. So war etwa Basismaterial für Grau das Frankfurter Schwarz oder das Caput mortuum. Am Rande sei für alle, die graue Farbe für ausdruckslos, ja grässlich finden, ein Satz des Malers Paul Cezanne zitiert: „Solange man nicht eine Grau gemalt hat, ist man kein Maler“!

Die Frage schließt sich an: Ist man in früheren Zeiten den Anweisungen Weinbrenners tatsächlich gefolgt? In einem Fall zum Beispiel ist die Vorgabe Weinbrenners bekannt. Fritz Hirsch berichtet über die Außenbemalung der Kirche St. Stephan um das Jahr 1814. Der Turm und die beiden Sakristeien wurden „zwey mal mit gelbgraulicher Wasserfarb angestrichen“. Auf Anweisung Weinbrenners wählte man zuletzt „ein etwas lich-

teres Grau“. Deren Zusammensetzung war zu annähernd gleichen Gewichtsteilen Frankfurter Schwarz und Ocker sowie zusätzlich Kalk.

### Farbgebung auf Planzeichnungen

Als Material für Farbstudien steht erfreulicherweise auch eine größere Zahl historischer Pläne von Bauwerken Weinbrenners zur Verfügung. Vorab müssen wir allerdings viele Stücke aussortieren, die über das Blatt hinweg in einheitlichem Farbton laviert sind, denn eine brauchbare Auskunft lassen allenfalls Darstellungen erwarten, in denen Gebäudeansichten eigens farblich behandelt, somit besonders hervorgehoben wurden. Dabei geben freilich oftmals die Farben im Druck nur eine ungenügende Auskunft. Für eine verlässliche Beurteilung ist daher die Einsichtnahme der Originalblätter unverzichtbar.

Erstmals hat sich 1976 der Kunsthistoriker Klaus Lankheit mit zwei Plänen im Original beschäftigt und bekräftigte, dass hier jeweils die authentische Farbvorlage für den später ausgeführten Fassadenanstrich zu sehen sei. Es handelt sich hierbei um Gebäudeansichten, die von Weinbrenner signiert sind und zum Bestand des Philadelphia-In-

ventars gehören. Selbst für den Fall, dass er diese Originale nicht selbst gefertigt hat, wäre immerhin durch seinen Namen belegt, dass er mit dem wohl von einem seiner Schüler stammenden Vorschlag zur Farbgebung einverstanden war. Die eine Ansicht zeigt das Haus des Hoffaktors Jacob Kusel am Marktplatz (1812), laviert in Grau, Braun und Rosa, die andere das Lusthaus im Garten des Markgräflichen Palais (1800) mit Feder über Bleistift laviert in verschiedenem Gelb und Braun, in Blauschwarz, Grün und Zartrosa. Noch weitere kolorierte Zeichnungen aus dem Architekturarchiv in Philadelphia kämen für Farbstudien in Frage; der ganze Bestand umfasst mehr als 280 Blatt.

Im Gegensatz zu der festgeschriebenen Regel Weinbrenners für das Bemalen von Fassaden, kein Weiß und nur gebrochene Farben zu wählen, bevorzugte man in dieser Zeit für den Zimmerschmuck überwiegend satte Farben. Lankheit stellte hierfür beispielhaft zwei Dekorationsmuster für Zimmer im Lusthaus der Markgräfin Christiane Louise, der Ehefrau des 1817 verstorbenen Markgrafen Friedrich, vor. Das eine zeigte eine Wand in warmem Rot mit einem abschließenden goldgelben Zierband, das andere schlug ein tief leuchtendes Blau vor.

## Carlsruher Blickpunkte

# Ein Gräberfeld für Zwangsarbeiter von Jürgen Schuhlade-Krämer

Alljährlich am Totensonntag gedenkt die „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten“ (VVN-BdA) der „Opfer von Faschismus und Krieg“. Dies findet im Karlsruher Hauptfriedhof statt auf einem Gräberfeld in einem separierten Teil des jüdischen Friedhofs. Bestattet sind hier 94 sowjetische (drei davon eventuell polnische) Zwangsarbeiter. Im Juli 1945 hatte ein Vertreter der Sowjetischen Militäradministration für die Aufstellung eines mittelgroßen Gedenkkreuzes mit einer kyrillischen Inschrift gesorgt, deren Text auf einer später angebrachten Tafel in deutscher Sprache zu lesen ist: „Ewiges Gedenken den sowjetischen Bürgern, den Opfern des Faschismus. Es sollen die Faschisten wissen, dass kein Akt ihres Verbrechens ungeahnt bleiben wird. 1941–1945“. 1954 gestaltete die Stadt die 94 Gräber gemäß dem „Gesetz über die Erhaltung der Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ von 1952 zu einem Ehrengräberfeld und stellte wie auf den anderen Kriegsopferfeldern rote Sandsteinkreuze auf. Ein Jahr später wurde eine Gedenktafel an der Friedhofsmauer mit der Inschrift „Hier ruhen Fliegeropfer russischer Nation 1939–1945“ angebracht. Die meisten der hier Bestatteten waren ab 1942 aus den besetzten sowjetischen Gebieten ins Deutsche Reich verschleppt worden, wo sie am unteren Ende der NS-Rassenhierarchie unter den schlimmsten Bedingungen arbeiten mussten.

Mangels Quellen waren bislang keine Details zu den 94 Toten bekannt. Die Durchsicht neu zugänglicher Beerdigungslisten brachte jetzt allerdings überraschende Erkenntnisse. Entgegen der Gedenktafel an der Friedhofsmauer handelt es sich nämlich nicht um Opfer von Luftangriffen. Nur drei der 94 sind eindeutig als Tote bei Luftangriffen – das Aufsuchen von Luftschutzräumen war Zwangsarbeitern verboten – registriert. Zu zwei Dritteln der Begrabenen fehlt die Angabe einer Todesursache, ihr Sterbedatum liegt jedoch – bei zwei Ausnahmen – nicht an Tagen oder in deren Nähe, für die Luftangriffe auf Karlsruhe verzeichnet sind. Für 20 der Toten ist hingegen registriert, dass sie im Arbeitserziehungslager Karlsruhe umgekommen sind. Als Todesursachen wurden explizit festgehalten: „Auf der Flucht erschossen“, oder noch detaillierter „Kopfdurchschuss“, wie zum Beispiel bei dem 19-jährigen Iwan Bruschow aus der Nähe von Orel, oder „Kopfschuss, Rückenschuss“ wie



Foto: Stadtarchiv

bei dem 26-jährigen Fedor Repjach, geboren nahe Kiew. Insgesamt zehn der Toten aus dem Arbeitserziehungslager wurden „auf der Flucht erschossen“, bei den anderen zehn sind als Todesursache zum Beispiel aufgeführt „Kreislaufinsuffizienz“, so bei dem 22-jährigen Ignatz Tokarz aus Rakzawa oder „Herzinsuffizienz“ bei Stefan Poljak aus Rzizdwjani, 31 Jahre alt.

Über das Arbeitserziehungslager in Karlsruhe war bisher nur seine Existenz vom Oktober 1942 bis Frühjahr 1944 in der Fautenbruchstraße/Ecke Mittelbruchstraße bekannt und dass die Häftlinge unter anderem zu Arbeiten auf Bahnanlagen, beim Bunkerbau oder zu Aufräumarbeiten nach Luftangriffen eingesetzt wurden. Arbeitserziehungslager gab es in Deutschland seit 1939. Sie dienten zur Disziplinierung der seit 1938 massenhaft dienstverpflichteten jungen deutschen Männer im Bergbau und insbesondere beim Westwallbau. Mit dem Ausbau des Zwangsarbeitereinsatzes von Ausländern im Kriegsverlauf, insbesondere seit 1941/42, wurden etwa 200 Arbeitserziehungslager fast ausschließlich für diese eingerichtet. In Baden gab es nur zwei solcher Lager: das in Karlsruhe und eines in Niederbühl bei Rastatt. Nur für drei der 20 Toten aus dem Karlsruher Lager gibt es Angaben zum Arbeitseinsatzort: Maggi in Singen, Daimler-Benz in Gaggenau und das Mauserwerk in Karlsruhe.

Diese Arbeitserziehungslager schlossen die Lücke der NS-Terrorinstitutionen zwischen Polizeigefängnis und KZ. Sie waren sozusagen KZ auf Zeit bei einer Verweildauer für die Insassen von in der Regel zwei bis drei Monaten. Sie dienten der Disziplinierung bei angeblicher „Bummelei“, geringer Arbeitsleistung, Verlassen des Betriebslagers oder des Arbeitsplatzes, auch wegen Mord, Bettel- oder Tauschhandel mit Spiel- und Bastelzeug gegen Lebensmittel.

„Erzogen“ wurde durch gesteigerte Schwerarbeit und mit den KZ-Methoden von Schikanen und Quälen bis zum Terror und den „Todesschüssen“ unter direkter Aufsicht des (Gestapo-)Lagerführers und der Mannschaft. Die 20 nun bekannten Todesfälle im Karlsruher Arbeitserziehungslager wurden alle zwischen Oktober 1942 und März 1943 registriert. Nicht auszuschließen ist, dass auch hier wie überall im Deutschen Reich bis zum Lagerende 1944 wegen der hohen Sterberate nicht mehr alle Toten „ordentlich“ registriert wurden.

So wenig darüber hinaus zum Karlsruher Arbeitserziehungslager ersichtlich wird, so sicher ist, dass die Erinnerungstafel am Friedhofseingang für „Fliegeropfer“ nicht den historischen Tatsachen entspricht.

Eine Tabelle mit der Auswertung der Beerdigungslisten wird in der Online-Ausgabe des „Blick in die Geschichte“ veröffentlicht.

Herausgeber/Redaktion: Dr. Manfred Koch  
Herstellung: Badendruck  
„Blick in die Geschichte“ online ab Nr. 61/2003  
unter: [www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick\\_geschichte/ausgaben.de](http://www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick_geschichte/ausgaben.de)